

**Was uns fehlt, dafür haben wir noch nicht einmal einen Namen. Zur doppelten  
Ambivalenz der Soziologie, mit besonderer Berücksichtigung österreichischer  
Verhältnisse**

(Referat gehalten am Jubiläumskongress der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie, 22.  
September 2000 in Wien, publiziert zuerst unter  
<http://www.univie.ac.at/OEGS-Kongress-2000/>)

Christian Fleck

Institut für Soziologie

Universität Graz

Die Soziologie ist eine unverbesserliche Rückfalltäterin. In Jugendjahren strebte sie, dieser Entwicklungsphase gemäss, nach dem Thron über allen anderen. In den ein wenig gesetzteren mittleren Jahren, wo realistischere Lebensentwürfe normativ verbindlich sind, steckte sie nur insofern zurück, als sie anbot, zu nahezu beliebigen Zielen, die zu befragen sie nicht mehr für ihr Geschäft hielt, die geeigneten Pfade finden zu können – so sahen es jedenfalls ihre schärfsten Kritiker, die, wie schon F. K. Waechter richtig beobachtet hat, natürlich aus dem selben Stall stammten. Aus dem nunmehr altersgemäßen Ausgedinge empfiehlt sie gelegentlich dritte Wege, prangert das Elend der Welt an oder biedert sich den Allerjüngsten und deren Torheit von der grenzenlosen Plastizität des eigenen biografischen Entwurfs an.

Natürlich ist, was ich eben sagte, eine Übertreibung, nicht zuletzt weil es sich der falschen Analogie zwischen dem menschlichen Lebenszyklus und dem einer wissenschaftlichen Disziplin bedient – doch zweierlei will ich im folgenden verteidigen, was in der falschen Analogie enthalten ist: Die Soziologie – man verzeihe die antiindividualistische Redensart, die ich hier nicht gesondert verteidigen kann -- war nie damit zufrieden, bloß eine Wissenschaft unter anderen zu sein, die Erkenntnisse um ihrer selbst willen sucht, wie, sagen wir, die Paläontologie oder die Heraldik. Ihre Mitglieder akzeptieren, aus dem gesellschaftlichen surplus alimentiert zu werden und wollen vielleicht nicht deswegen, aber unisono der Gesellschaft etwas zurückgeben, nein besser: ihr aufnötigen. Sie, die Soziologie und die Soziologen, nicht zu vergessen: die „Innen“, sind überzeugt davon zu wissen, wo es lang geht und sagen zu können, was eintreten wird. Natürlich nur: „ceteris paribus“, unter sonst gleichen Bedingungen. Kein Trapezakt ohne Netz, dafür sorgen die Hüter des closed shop -- das intellektuelle Pendant zur Gewerkschaft der Artisten -- nämlich die Methodologen der Zunft.

All das wird mit dem Pathos des Sachlich-Richtigen und keineswegs augenzwinkernd tentativ vorgetragen. Was wir wissen, wissen wir mit jener Sicherheit, die jenen eigen ist, die Wahrheiten

schauen – und sich dabei halt moderner Sehhilfen wie der Multivariaten- oder der Diskursanalyse bedienen.

Beides, die seherischen Fähigkeiten und die erzieherische Attitüde gegenüber dem Erkenntnisobjekt sind nicht bloße Garnitur neben, sondern unverzichtbare Bestandteile des Breis, den wir tagtäglich zubereiten und mit Hingabe selbst verspeisen; schließlich zählt der Zyniker nicht zu unseren Rollenmodellen.

Aber, zur festlich geschmückten Tafel finden sich nur noch selten die sehnlichst herbeigewünschten Gäste ein: Uns guckt tatsächlich kein Schwein mehr zu, um noch einmal Bilderhilfe der Zweiten Frankfurter Schule in Anspruch zu nehmen. (F.K. Waechter 1978) Die gebieterische Position oberhalb all der anderen Wissenschaften haben wir wohl nie eingenommen, aber weder folgten unsere Ambitionen dem Rat des Fuchses angesichts der sauren Trauben, noch lernten wir unsere juvenilen Phantasien auf jenes Maß zurechtzustutzen, das einem in die Jahre Gekommenen geziemen würde.

Nicht eine andere wissenschaftliche Disziplin nimmt heute noch Anleihen bei der Soziologie. Unseren Prognosen schenken nicht einmal mehr jene Auftraggeber Glauben, denen früher nachgesagt wurde, Gefälligkeitsgutachten bestellt zu haben, da sie derartiges nunmehr bei anderen ordern: Trendforscher und Unternehmensberater liefern rascher, wenn auch keineswegs wohlfeiler jene Werkstücke ab, die post-modernen Entscheidungsträgern im verabredeten Ausmaß einen Teil der Verantwortung abnehmen.

Die Crux an der ganzen Sache ist aber nun, dass wir einerseits das alles ganz gut wissen und auf der anderen Seite, daraus partout keine Schlüsse ziehen wollen.

Natürlich glaubt kein ernstzunehmender Soziologe mehr daran, dass unser Theorie-, Methoden- und sonstiges Inventar für irgendwen jenseits unserer Institutseingangstüren noch relevant ist; natürlich glaubt keine ernstzunehmende Soziologin mehr daran, dass wir die Zukunft wirklich vorhersagen könnten und natürlich glaubt kein ernstzunehmender Soziologe mehr daran, dass uns mehr Glauben geschenkt würde als irgendeiner anderen Wissenschaft, wo doch mittlerweile gar keiner wissenschaftlichen Disziplin mehr Deutungskompetenz eingeräumt wird.

In dieser katzenjammerischen Lage übersehen wir, was wir Soziologen tatsächlich geleistet haben – und weil wir das nicht sehen wollen, könne wir die durchaus ambivalenten Folgen nicht debattieren.

Was ist mit dieser zugegeben etwas kryptischen Formulierung gemeint?

Meine These ist, dass die gegenwartsdiagnostische Deutungsleistung, die als spezifische der Soziologie betrachtet werden kann, nicht in der Identifikation sozialer Gesetze oder irgendwelcher ihrer Derivate gesucht werden sollte, dass sie nicht in der Prognose oder

Vorausschau, noch dass sie je im volkbildnerischen Beitrag gelegen ist, sondern in der Proliferation eingängiger Termini.

Die Wortwahl erfolgte mit Bedacht, weil es sich um Begriffe solange gehandelt haben mag, als sie unsere Institute und unsere mühsam produzierten, jedoch kaum gelesenen Schriften nicht verlassen haben. Dort draußen aber wurden sie allzu rasch zu Schibboleths des gesellschaftlichen small talk.

Um Proliferation handelt es sich, weil die Weitergabe nicht ohne unser Zutun zustande kam, wollen wir doch sozial relevant sein und glauben wir doch, dieses Ziel zu erreichen, indem wir die Betroffenen mit Wortmaterial versorgten. Zumindest kollektiv haben wir die daraus resultierende Schuld zu tragen.

Robert K. Merton und Alan Wolfe haben vor einigen Jahren für die USA die Verbreitung soziologischen Vokabulars untersucht. In einem hierzulande kaum wahrgenommenen Artikel, der 1995 im wieder zum Leben erwachten *The American Sociologist* erschienen ist, untersuchten die beiden, welche genuin soziologischen Begriffe von massenmedialen Distributeuren aufgegriffen wurden. Die beiden Autoren legen nahe, dass es sich dabei meist auch um eine Vulgarisierung des soziologischen Gehalts gehandelt haben muss, verfolgen diese Idee aber mangels empirischen Wissens nicht näher. Was sie taten, war recht simpel und wie ich meine doch originell: Sie durchsuchten eine Datenbank, die eine immens große Zahl US-amerikanischer Tages- und Wochenzeitungen und Zeitschriften im Volltext archiviert, nach der Häufigkeit, mit der Zeichenketten auftraten, die zuerst in einem soziologischen Kontext benutzt wurden. Nun will ich nicht darüber diskutieren, ob die Zeichenketten ihrer Liste tatsächlich zuerst in einem soziologischen Umfeld Verwendung fanden oder dort, wie sie behaupten, kreiert wurden, noch die defätistische Rolle einnehmen, die darauf insistiert, dass vor dem Zählen doch dieses und jenes noch zu bedenken gewesen wäre, sondern zum einen das Resultat zeigen und zum anderen daran eine Interpretation anfügen, die die beiden Autoren so nicht erwogen haben.

Resultat der Suchläufe von Merton & Wolfe war, dass Ausdrücke wie life-style, role-model, standard of living, dysfunctional am häufigsten, naheliegende, weil sprechende Kandidaten wie total institution, impression management, moral entrepreneur, etc. hingegen sehr selten Resonanz gefunden haben. (Siehe Tabelle) Das allein lädt geradezu zu Spekulationen über die Gründe ein, etwas, was ich hier nicht tun will. Stattdessen habe ich im bescheidenen Umfang vergleichbares für den deutschen Sprachraum gemacht. Das Resultat sieht man in den rechten Spalten der Tabelle. Wiederum könnte man die Resultate im Detail zu deuten beginnen, aber auch in meinem Fall will ich diesem Impuls nicht nachgeben.

Die Interpretation, die ich anbieten will, bezieht sich auf den Entstehungszusammenhang dieser und aller anderen soziologischen Begriffe. Ich hoffe, keine Kontroverse auszulösen, wenn ich

behaupte, dass in der Soziologie, aber nicht nur in ihr, Begriffe dazu dienen, relativ komplexe Phänomene knapp zu bezeichnen. Begriffe sind, mit anderen Worten, abgekürzte Redensweisen. Wir ersparen es uns, das ganze, meist ja sehr verschlungene Phänomen auszubuchstabieren, und verweisen auf es, indem wir es mit einem Namen versehen, wodurch die Kommunikation unter Initiierten einfacher, im gelungenen Fall jedenfalls verkürzt wird.

Doch was passiert mit unseren Begriffen, wenn sie aus dem soziologischen Labor entweichen? Haben wir noch die Definitionsmacht über sie, wenn sie, wenn schon nicht von jedermann, dann doch von solchen verwendet werden, die zu einem größeren Publikum sprechen? Wenn beispielsweise der Präsident eines, notabene, Grazer Fußballvereins in einem TV Interview davon spricht, dass sein Verein sich in einer „negativen Krise“ (Hannes Kartnig, ORF 1, Sonntag 17.9.2000, ca. 17:15 Uhr) befinde, wissen wir, dass eines unser Lieblingskinder in die falsche Hände geraten ist. Obwohl er ja den Sinn, den wir mit „Krise“ verbinden, in der skurrilen Überhöhung vielleicht sogar besser zum Ausdruck gebracht hat als all die Krisentheoretiker es zu formulieren vermocht hätten. Aber wohl ist uns dabei nicht.

Sobald unsere Begriffe flügge werden, verlieren wir Soziologen nicht nur die Berechtigung, Zertifikate für korrekte Verwendung ausstellen zu können, als Gesellschaftsmitglieder verlieren wir damit immer auch ein Stück Zukunft. Alle unsere Begriffe sind historische. Wir bezeichnen damit vergangene Konstellationen und nehmen an, dass einige zukünftige zutreffender Weise damit rechtens benannt werden. Doch wir gehen der Norm-Kompetenz über deren zukünftige Verwendungsweise verlustig, sobald sich die Nicht-mehr-Begriffe aus unserem Hoheitsbereich verabschieden. In der Welt dort draußen kann jeder mit ihnen anfangen, was er will: Sie bis zur Kenntlichkeit verbiegen oder zur beliebigen Unkenntlichkeit verkommen lassen.

Während wir Gesellschaftsanalytiker, jedenfalls insofern wir uns an unsere eigenen Lehrbuchweisheiten halten, unsere Worte mit Bedacht wählen sollten, misslingt uns die Normierung der Verwendung der von uns geschaffenen Golems und kann uns nicht gelingen, weil wir – worüber jeder Präsident anlässlich der Eröffnung beliebiger Kongresse für Soziologie stets klagt –, die Definitionsmacht über unsere Geisteskinder längst verloren haben.

Lassen Sie mich das an einem Beispiel erläutern: Einer unserer Ahnherrn plagte sich mit der Frage herum, worin die Rechtmäßigkeit der Ausübung von Macht durch irgendwen liege. Und, da er das gute alte Gottesgnadentum nicht unter diesem Titel aus dessen Altenteil hervorholen wollte, griff er zu jenem Kunstkniff, den wir wie kaum eine andere wissenschaftliche Disziplin beherrschen: Er benannte dasselbe Phänomen mit einem neuen Wort. Das Charisma war geboren.

Aus Gründen, unter denen wir ständig leiden – nämlich der Weigerung der Empirie zu uns zu sprechen, kann ich hier nicht die unmittelbare Aneignungsgeschichte durch das Laienpublikum

referieren. Leider fehlen Daten für eine Analyse der *longue durée* des Charismas. Aber dank der modernen Archivierungsmethoden kann ich immerhin die jüngste Geschichte des Charismas präsentieren. Kaum ein anderer ursprünglich soziologischer Begriff, ist derart in die Alltagssprache diffundiert und richtet dort mehr Schaden als Nutzen an, weil er nichts erklärt, aber das Unerklärliche benamst.

Ich komme zu meinem Ausgangspunkt zurück, wenn ich abschließend die Aufmerksamkeit auf folgenden Punkt zu lenken versuche: Charisma und alle anderen Begriffe entstanden, weil jemand von uns, in diesem Fall einer der hochgeachteten *Altvorderen*, einen Sachverhalt seiner Vergangenheit glaubte, damit zutreffend beschreiben zu können und weil er ein Mitglied eben jenes Deutungskollektivs, genannt Soziologen, war, meinte er wohl auch, dass mit der Zur-Verfügung-Stellung dieses, wie aller anderen Begriffe, ein Stückweit Zukunft eingefangen werden könnte. Wie wir gesehen haben, folgen ihm zumindest in diesem Punkt auch viele jener, die er vielleicht nicht für seiner legitimen Erben ansehen hätte wollen.

Aber lassen wir all die legitimen und illegitimen Erbfolgeprobleme beiseite. Dann bleibt immer noch das Problem übrig, das im Titel meiner Ausführungen angedeutet wurde. Wir deuten die Zukunft in den Termini, die wir aus der Analyse der Vergangenheit gewonnen haben und wir verlieren die Herrschaft über diese, sobald sie sich – was wir als Volkspädagogen ja innigst wünschen – von uns als ihren legitimen Verwalter emanzipieren.

Als Soziologen und als Gesellschaftsmitglieder handeln wir uns damit ein Folgeproblem ein, das wir bislang nicht bedacht haben: Das Neue der Zukunft können wir nicht benennen, weil uns dafür die sprachlichen, i.e. begrifflichen Mittel fehlen. Als Ausweg wählen wir als Soziologen und als gewöhnliche Mitglieder dieser Gesellschaft stets den wenig originellen Pfad, darüber zu klagen, dass wir das, was andere schon haben, als bei uns fehlend monieren: Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, ein alpines Silicon Valley, mehr zivilgesellschaftliche Aktivitäten, endlich die Nutzung des brach liegenden sozialen Kapitals etc. All das hat aber schon wer. Neu ist es daher bestenfalls für die globale Provinz, die jedenfalls in der Vergangenheit aus der bloßen Imitation selten einen Wettbewerbsvorteil gewinnen konnte. Die Phrase „was uns fehlt“ ist mit Absicht gewählt worden: Wenn jemand sagt, es fehle ihm etwas, bestimmt nur der Kontext der Rede, ob wir es mit einem Kranken zu tun haben, der über seine Leiden klagt oder über einen, der ein Defizit benennen will. Beides wäre in soziologischer Perspektive relevant. Doch nur über das Leiden, das per definitionem seine Wurzeln in der Vergangenheit hat, können wir etwas sagen. Über das, was er oder sie oder wir alle noch nicht haben, müssen wir schweigen. Doch gerade darüber wollen wir als gewöhnliche Mitglieder unserer Gesellschaft etwas wissen. Doch dies können wir Soziologen nicht liefern.

**TABELLE**  
**HÄUFIGKEIT DER VERWENDUNG SOZIOLOGISCHER TERMINI IN**  
**MASSEN MEDIEN**

<i><u>Engl.</u></i>	<i><u>Dt.</u></i>	<i><u>Merton/ Wolfe</u></i>	<i><u>Die Zeit</u></i>	<i><u>SZ</u></i>	<i><u>Standard</u></i>
Lifestyle	Lebensstil	106607	8	97	218
Role Model	Rollenmodell	27054	0	4	8
Standard of Living	Lebensstandard	19852	2	52	135
Charisma		7597	202	83	180
Dysfunctional	dy(i)sfunktional	6260	0	0	0
Underclass	Unterklasse	3831	0	2	7
Subculture	Subkultur	2303	1	30	67
Altruism	Altruismus	2179	0	8	26
White Collar Crime		2104	0	0	0
Self-fulfilling prophecy		1395	0	1	2
Socialization	Sozialisation	1199	0	19	63
Youth culture	Jugendkultur	903	8	31	117
Meritocracy	Meritokratie	649	0	1	1
Gender role	Gender	586	36	9	96
Anomie		266	0	3	6
Authoritarian Personality	Autoritäre Persönlichkeit	44	0	0	0
Total institution	Totale Institution	3	0	0	0
Moral entrepreneur	Moral(ischer) Unternehmer	0	0	0	0
Impression management	Eindrucksmanagement	3	0	0	0
Legitimation crisis	Legitimationskrise	3	0	1	3
Habitus		2	4	25	57
Individualisierung		--	12	29	76
Working class authoritarianism	Autoritarismus	1	0	5	15
Entfremdung		--	2	59	183
Globalisierung		--	43	> 100	> 500

Quelle: Robert K. Merton & Alan Wolfe, The Cultural and Social Incorporation of Sociological Knowledge, in: *The American Sociologist* 26. 1995, 15-39.

Lexis/Nexis: 1. 1. 1991 – 30. 6. 1993.

Süddeutsche Zeitung und Die ZEIT: 1. 1. 2000 – 19. 9. 2000

Der Standard: Oktober 1996 – 19. 9. 2000.

Anmerkung:

--: Nicht in Merton & Wolfe erfasst.